

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 15 (1973)

Rubrik: Aus vergangenen Tagen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus vergangenen Tagen

Hilde Ribi berichtet aus alten Schriften und Chroniken

Ochs und Eselein

All die zahllosen Krippendarstellungen, welche, die Geburt des Gotessohnes feiernd, auf Holz und Leinwände gemalt und auch dreidimensional in Kirchen, Klöstern und den Häusern gläubiger Christen aufgestellt, im Laufe der Jahrhunderte geschaffen wurden, gehen zurück auf die eine erste Krippe ihrer Art, welche Franz von Assisi vor nunmehr 750 Jahren, derjenigen von Bethlehem nachgebildet, samt Ochs und Eselein in einer Felsengrotte hatte aufstellen lassen, nahe bei Greccio, im Rieti-Tale, gute 60 km nordöstlich von Rom. Er hatte vier Jahre zuvor monatelang in Palästina geweilt und in strömender Inbrunst dort all die heiligen Stätten von Christi Erden-tagen aufgesucht. In jener Grotte in den Sabinerbergen, welche ihm von einem seiner Anhänger geschenkt worden war, hat Franziskus in der Weihnachtsnacht des Jahres 1223, selber als Diakon amtierend, im Kreise seiner Mitbürger und vielen Volkes die erste Mitternachtsmesse des Abendlandes gefeiert, nachdem er wenige Wochen zuvor von Papst Honorius III. die Bestätigung der noch heute gültigen Ordensregel empfan-gen hatte, jener Weisung, welche die Angehörigen des Franziskaner-Ordens vor allem verpflichtet, «unseres Herrn Jesu Christi heiliges Evangelium zu beobachten durch ein Leben in Gehorsam, ohne Eigentum und in Keuschheit».

Wenige Monate nach dieser denk-würdigen Christnacht, am 17. Sep-tember des folgenden Jahres, hat Franziskus, dieser große Visionär des Mittelalters, auf dem Berge Alverna die sehnlich erbetenen Wundmale Christi empfangen. Am 3. Oktober 1226 ist er — wiewohl fast blind ge-worden von all den Tränen, welche

er um dessen Passion willen ge-weint — als ein Apostel der Freude und des Gebets, noch keine vierzig Jahre alt, dahingegangen und ward schon knappe zwei Jahre darnach von Gregor IX., seinem mittlerweile im Alter von achtzig Jahren zum Papst erhobenen ehemaligen Freund Ugolino, Kardinal zu Ostia, dessen endliche Erhebung auf den Heiligen Stuhl Franziskus mit Bestimmtheit vorausgesagt hatte, heiliggesprochen.

750 Jahre Weihnachtskrippe mit dem heiligen Knäblein, mit Maria und Joseph, mit Ochs und Eselein — rührendes Gedenken! Sehr viel spä-ter erst sind die Lieder dazugekom-

men, welche wir mit unseren Kin-dern an Weihnachten zu singen pfle-gen. 1816 dichtete Daniel Falk, ein Freund Goethes, der 1813 in Wei-mar eine Anstalt zur Erziehung ver-wahrloster Kinder gegründet hatte, das Lied «O du fröhliche, o du se-lige —»; schon zwei Jahre später schufen Franz Gruber und Joseph Mohr Text und Melodie des allem Christenvolk in unseren Breiten eben-falls innig vertrauten «Stille Nacht, heilige Nacht —», und 1850 hat der beliebte Jugendschriftsteller Christoph von Schmid (1768—1854) als greiser Domherr zu Augsburg das ebenfalls längst Gemeingut gewordene «Ihr Kinderlein kommet —» erstmals ge-sungen.

«O Hund, Du Hund —!»

Reminiszenzen zur Tollwut

Man weiß, eine neue Tollwut-welle hat weite Teile Europas und auch Amerikas in den letzten Jah-ren erfaßt. 1966 war die Schweiz von der Seuche noch frei. Dann aber, in den ersten Märztagen des folgenden Jahres, kam die Meldung, in der schaffhausischen Gemeinde Merishausen sei ein tollwütiger Fuchs erlegt worden, eingedrungen offen-bar vom badischen Grenzland her, und wahrhaftig, innert Jahresfrist zählte man allein auf Schaffhauser Kantonsgelände 250 Fälle. Das Internationale Amt für Tierseuchen in Paris registrierte für das Jahr 1967 u. a. in den USA 3769, in der Bundesrepublik Deutschland 2775, in Ostdeutschland 1246, in der Sowjetunion 810 und in der Türkei 703 ge-meldete Fälle. 1968 wurden Däne-mark, Großbritannien, Finnland, Frankreich, die Niederlande, Irland, Bulgarien, Norwegen, Schweden, Por-tugal und Spanien von der Tollwut

erreicht. Daß sie beispielsweise in Sizilien schon zwei Jahrzehnte früher grasierte, bezeugt eine Meldung, die wir am 29. Dezember 1949 in der «TAT» vorfanden; es heißt darin: «Innerhalb weniger Tage haben sich beim Seruminsttitut von Catania etwa hundert Personen eingefunden, die von tollwütigen Hunden gebissen worden sind. Mehrere Quartiere der Stadt werden von einer Schar toll-wütig gewordener Hunde heimge-sucht, von denen ein einziger im sel-ten Tage dreißig Personen biß —».

Ausgang der derzeitigen Epidemie war Polen, wo die Krankheit in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre Fuß gefaßt hatte und sich alsbald west-wärts auszubreiten begann. In der Schweiz sind laut Statistik des Eid-genössischen Veterinäramtes in Bern in den Jahren 1967/68 und 1969 ins-gesamt 1200 Fälle registriert worden. Anfangs Juli 1969 wurde der erste Fall im Bündnerland festgestellt. Ein Sömmerungsrand aus dem St. Galli-

schen, wo die Krankheit erstmals im Oktober des Vorjahres aufgetreten war, erlag der Seuche auf der Alp Prünella, Val Chamuera. Nicht aufzuhalten Seuchenzug! Graubünden sah sich eingekreist vom Fürstentum Liechtenstein, dem Kanton Glarus, dem benachbarten österreichischen Paznaun-Tal, alles Gegenden, in denen die Krankheit ihren Einzug gehalten hatte. 1971 traten Fälle auf in Churwalden, Parpan, Obervaz, Trimmis, im Fürstenwald, in Malix, in Alvaschein —. Im Frühling 1972 wurden, laut Mitteilungen eines Sprechers des Eidgenössischen Veterinäramtes (also zu lesen in der «TAT» vom 18. Mai genannten Jahres), wöchentlich auf Schweizerboden zwischen sechs und zehn Fälle registriert, «der Großteil davon aus dem Bündnerland».

Schlimme Seuchenzüge hatten große Gebiete Europas schon im letzten Jahrhundert heimgesucht. Damals — es war im Mai 1837, als ein Mittel wider diese furchtbare Krankheit noch nicht gefunden war —, schrieb der Dichter Heinrich Heine (1799—1856) an den Dramaturgen und Theaterschriftsteller August Lewald: «Kennen Sie, liebster Freund, kennen Sie den Spruch, den man schnell vor sich hinspricht, wenn man einem tollen Hund begegnet? Ich erinnere mich desselben noch aus meinen Knabenjahren, und ich lernte ihn damals von dem alten Kaplan Asthöver. Wenn wir spazieren gingen und eines Hundes ansichtig wurden, der den Schwanz ein bißchen zweideutig eingekniffen trug, beteten wir geschwind: „O Hund, Du Hund — Du bist nicht gesund — Du bist vermaledeit — In Ewigkeit — Vor Deinem Biß — Behüte mich mein Herr und Heiland Jesu Christ, Amen!“» Im übrigen war die Tollwut schon im Altertum bekannt. Ihre gräßlichen Auswirkungen wurden auf Dämonen und Teufelsbesessenheit zurückgeführt und mit allerlei Zauberpraktiken zu bekämpfen versucht. Das unvergängliche Verdienst, sie als Virusinfektion erkannt und einen ersten Impfstoff wider sie erfunden zu haben, gebührt dem großen Gelehrten Louis Pasteur (1822—1895), dem

Sohn eines Gerbers, der seit 1867 als Professor für Chemie an der Sorbonne wirkte. Am 6. Juli des Jahres 1885 hat er erstmals einen Menschen gegen die Tollwut geimpft, einen Knaben, der tags zuvor von einem infizierten Hunde bedenklich zugerichtet, nämlich an vierzehn Stellen gebissen worden war. Durch vierzehn Tage hin wurde dem Patienten der Impfstoff täglich in immer höheren Dosen eingeimpft und damit sein Leben gerettet. Pasteur hielt sich zwecks Gewinnung der Vakzine nahe seinem kleinen Wohnhaus in Ville-neuve de l'Etang, unweit Paris, einen Zwingen mit Dutzenden von Hunden, meist herrenlos aufgegriffenen Geschöpfen, die der gütige Mann schweren Herzens als Versuchstiere benutzte, indem er ihnen Tollwut-Serum einspritzte. Der schwedische Arzt Axel Munthe (1857—1949) sah in jungen Jahren mit eigenen Augen die Versuche mit an, welche der berühmte Pasteur dannzumal mit seinen gefährlichen Labor-Tieren anstellte. «Die Behandlung aller dieser vor Wut geifernden Tiere», schreibt er in seinem weltberühmt gewordenen Memoirenwerk ‚Das Buch von San Michele‘, war eine sehr gefährliche Sache, und ich bewunderte oft den Mut, den jeder der Beteiligten bewies. Pasteur selbst kannte keine Furcht. Ich sah ihn einmal, wie er bemüht war, eine Speichelprobe direkt von den Kiefern eines tollwütigen Hundes zu nehmen; mit einer Glasröhre zwischen den Lippen saugte er ein paar Tropfen des todbringenden Speichels aus dem Maul einer rasenden Bulldogge. Das Tier lag auf einem Tisch, von zwei Assistenten gehalten, ihre Hände durch lederne Handschuhe geschützt —».

Schon vor langer Zeit ward auch mit strengen Vorschriften behördlicherseits wider die grauenvolle Krankheit angegangen. Sie wird hierzulande heutzutage übrigens erwiesenmaßen zu ca. 85 % von Füchsen verbreitet. Kranke Füchse unternehmen in ihrer Vagiersucht Wanderungen von bis zu 100 km pro Tag; gesunde dagegen bewegen sich in einem Umkreis von nicht mehr als etwa 5 km von ihrem Bau.

Die Obrigkeit der Stadt Zürich erließ am 5. Mai 1764 «aus Landesväterlicher Sorgfalt» zuhanden auch der Landschaft seuchenpolizeilich sehr einlässliche Verfügungen, um den «allerfürchterlichsten Unglüken» zu wehren, welche allenfalls durch den Biß tollwütiger Hunde angerichtet werden könnten. Wie gräßlich solche Bisse sich auswirken konnten, bezeugt folgende Meldung aus der Vossischen Zeitung Nr. 65 vom Jahre 1752, in welcher auch die hilflosen Versuche, welche man zur Errettung infizierter Menschen damals unternommen hat, anschaulich miterwähnt sind. Auch zeigt sich an dem entsetzlichen Falle deutlich, daß ein von einem wutbefallenen Tier gebissener Mensch oft erst nach Wochen jene typischen Symptome aufzuweisen begann, welche dann unweigerlich seinen Tod herbeiführten. Eines dieser Merkmale ist bekanntlich die Wasserscheu, die Hydrophobie, von welcher im nachfolgenden Bericht ebenfalls die Rede ist. Die Inkubationszeit dauert bei der Tollwut in der Regel ein bis zwei Monate, kann auch bloß acht Tage oder aber, je nach der Menge und Stärke des Ansteckungsstoffes, je nach Art und Lokation auch der Wunden, bis zu einem Jahr betragen. Und nun besagter Passus im genauen Wortlaut der damaligen Zeit:

«Hannover, vom 10. May. In dem Amte Pollen an der Weser hat sich ein besonderer Zufall mit einer Frau, welche von einem tollen Hunde gebissen worden, ereignet, und verdient mit allem Rechte angemerkt zu werden. Diese unglückliche Frau ist auf dem Wege zwischen Polle und Heinzen von einem großen tollen Hunde überfallen, und als sie sich gegen selbigen zur Wehre gesetzt, zur Erde niedrigerissen und dergestalt zugerichtet worden, daß sie über 40 große und kleine Wunden bekommen, worunter ein paar befindlich waren, da ganze Stücke aus dem dicken Fleische gerissen, auch an den Händen und Armen Adern aufgebissen, und dadurch eine starke Verblutung verursacht worden. Man nahm die Leber von dem sofort in der Nachjagd getöteten tollen Hunde, brannte

sie zu Pulver, und gab der so übel zugerichteten Frau davon eine gute Portion ein, ließ auch die Wunden mit Wein auswaschen, und mit Auflegung der Haare von dem Hunde zubinden. Tages drauf hat diese an sich starke Frau verlanget, und mit der größten Standhaftigkeit ausgehalten, daß ein Scharfrichter ihr die gesamten Wunden mit glühenden Instrumenten ausgebrannt; nachher aber wurde sie, sobald es die Obrigkeit erfahren, von geschickten Medicis mit Arzneyen versehen. Sie hat sich darauf, nachdem die Wunden mehrtheils zugeheilet, ganz wohl befunden, ihre Arbeit im Hause wider verrichtet, und sich vor allen üblen Folgen sicher zu seyn geglaubt, bis den 46sten Tag, nachdem sie von dem tollen Hunde gebissen worden, da sie mit starker Hitze und Frost befallen wurde, welcher Paroxismus bis den dritten Tag zu Mittag daurete, wobey die Hydrophobia eingetreten, dergestalt, daß sie nichts nasses sehen, noch weniger zu sich nehmen, auch die eben damahls gewesene feuchte Luft nicht einmal vertragen können; und deshalb Fenster und Thüren feste zumachen und behängen lassen, wobey sie an die 24 Stunden ohne einige Raserey geblieben, während welcher Zeit sie den Prediger kommen, auch an die Obrigkeit begehrten lassen, solche Verfügung zu machen, daß sie niemanden Leid thun könnte. Den vierten Tag des Nachmittags gerieth sie in völlige Raserey und Tollheit, daß sie auch die Stricke, womit man die Bettsponde überziehen lassen, damit sie nicht unvermutet aufspringen und jemanden beschädigen möchte, zerrissen und sich aufmachte. Indessen hatte man die Fenster von außen mit Bohlen zugemacht und die Thüre befestiget, daß die Rasende nicht heraus kommen konnte, in welchem jammervollen Zustande, wobey sie dennoch einige intervalla dilucida zwischendurch gehabt, dieselbe bis in den 7ten Tag geblieben, da sie des

Abends verschieden, nachdem sie diesen letzten Tag über ganz abgemattet ohne einige anscheinende Empfindung stille vor sich hin gelegen hat —».

Haarsträubender noch will uns eine Nachricht bedünken, die ebenfalls von der Vossischen Zeitung im Jahre 1765 verbreitet wurde. Es waren damals im April in Frankreich, in der Gegend von Soissons, etliche Menschen von einem tollwütigen Wolf gebissen worden. Einer von denselben sei «drey Tage darauf so wütend geworden, daß man ihn mit Ketten schließen mußte. Allein er zerbrach die Ketten, schlug alles, was ihm vorkam, in Stücken, und sprang in einen Mistpfuhl. Hier fiel er auf die Knie und bat, daß man ihn tödten mögte. Endlich lief er nach Brennens, einem Lusthause zwischen Soissons und Rheims. Die dort befindliche Gesellschaft schloß Thüre und Fenster vor ihm zu, allein er sprengte die Thüre mit einem Handbaum, und kam in den Saal, wohin über 30 Personen sich retirirt hatten. Zum Glücke hatte ein Offizier aus der Nachbarschaft eine Flinte bey sich, womit er, als der Rasende ihn anfallen wollte, Feuer auf ihn gab, und ihn auf der Stelle niederschoß.»

Geben wir zum Schluß den Anlaß zu all diesen beklemmenden Betrachtungen bekannt. Wir fanden über die Hundswut im Bündnerland eine schauerliche Meldung aus alter Zeit in dem 1838 durch Georg Wilhelm Röder und Peter Conradin von Tscharner publizierten Bande «Der Kanton Graubünden, historisch, geographisch, statistisch geschildert», ein Hand- und Hausbuch für Kantonsbürger und Reisende, einem zu Sankt Gallen und Bern «bei Huber und Compagnie» erschienenen, lange schon sehr gesuchten Werk, dessen angekündigter zweiter Band leider nie erschienen ist. Die fürchterliche Krankheit muß vor 350 Jahren in

Graubünden und der Ostschweiz entsprechlich gewütet haben, zu einer Zeit, in welcher insbesondere das Bündnerland ohnehin unabsehbliche Verheerungen auch durch Krieg, Hunger und Pest zu erdulden hatte. In dem genannten Band, S. 326, steht zu lesen: «— Bald auf den Untergang von Plurs und den ruchlosen Veltlinermord gossen der Hunger, die zügellose Wuth fremder Kriegshorden, das allgemeine Elend im Winter von 1622 auf 1623 auch neue Seuchen über Menschen und Vieh. Man nannte diese Seuche die ungarische Krankheit, und diese Leidensperiode den Hungerwinter. Was in den Chroniken Pest heißt, war vermutlich ein Faulieber mit heftigen nervösen Zufällen, die vorzugsweise das Gehirn angriffen. Für die Nachbarn gefährlicher wurde die Wuth, so damals (1623) unter den Hunden ausbrach. Viele hundert Leichnahme wurden in Bünden in den Rhein geworfen, von Hunden angebissen und gefressen; darüber gerieten diese Hunde in solche Wuth, daß sie im Rheintal und Appenzellerland das Vieh anfielen und in kurzer Zeit über 25 000 Gulden Schaden anrichteten. Alles Landvolk erhob sich mit Flinten, Spießen, Stangen und Prügeln um die rasenden Hunde zu erschlagen —».

Womit wir dieses unheimliche Kapitel schließen wollen, mit dem Hinweis immerhin, daß man in Tollwut-Sperrgebieten Spaziergänge und Wanderungen auch heutzutage nicht ohne einen kräftigen Stock wider seuchenverdächtige Tiere unternehmen und nicht einmal die zutraulichen Eichhörnchen ohne Not betrühen sollte. — Ein vor wenigen Jahren in Deutschland gedrehter Film von etwa 15 Minuten Dauer zeigt in erschütternder Weise, was es mit der fürchterlichen Krankheit auf sich hat. Man kann sich ihn allenfalls ausleihen beim Schweizer Schul- und Volkskino, Donnerbühlweg 32, in Bern.

Die Sache mit den Gamsballen

Magister Sererhard, der kurzweilige Pfarrherr zu Seewis, war sehr bewandert in Zernez und Umgebung; denn dort, im Unterengadin, sind seine Eltern aufgewachsen. Seine Mutter war eine geborene Planta vom Schloß Wildenberg in Zernez, in dessen Mauern anno 1499, bei seinem Einfall ins Engadin, einmal sogar Kaiser Maximilian genächtigt haben soll. Auch das Gebiet am Ofenpaß war dem munteren Chronisten schon seit Kinderzeit geläufig. In seiner «Einfalten Delineation aller Gemeinden gemeiner dreyen Bünden» vom Jahre 1742, einem Opus, das seit seiner Neuauflage durch Prof. Dr. Oskar Vasella im Jahre 1944 zum gehüteten Hausbuch sehr vieler Bündner und Heimweh-Bündner geworden ist, steht darüber eine Menge nachzulesen, unter anderm auch, es hätten auf dem Ofenpaß, im Umkreis der «wilden aber guten Alp Buffalora», die Tyroler Holzhacker (welche, 70 bis 80 Mann an der Zahl, «um beynache hundert Jahr» die Saline zu Hall im Tyrol mit Brennholz belieferten) «unter allen mahlen eine unglaubliche Quantitaet Gämß-Thiere geschossen, deren es in dieser Gegend vormalen sehr viel gegeben, also dz man bis siebzig achtzig bey einandern will gesehen und gezählet haben». — Und nun die Sache mit den in unserem Titel angekündigten «Gamsballen», den sogenannten Bezoarsteinen, welche von der Antike her bis tief ins 18. Jahrhundert, und im Orient anscheinend bis auf den heutigen Tag, in der Volksmedizin eine erstaunliche Rolle spielten. Sererhard nämlich fährt fort, es hätten viele dieser Grattiere «im Eingeweid Gamß Ballen (aegagropilae), welche von den Tyrolern absonderlich begirrig gesucht werden. Eine gilt ein Ducaten und auch mehr, etliche auch nur einen Thaler und auch minder. Im Tyrol braucht man sie zu magischen Künsten, anderstwo als in den Apotheken als eine Medicin für ein bezoardicum, sonderheitlich aber die Geburth zu beförderen und zu erleichtern, wie solches in unserm Land manchmal probat erfunden worden.»

Worauf er in seinen Betrachtungen fortfährt: «Dergleichen Gammß Ballen (den Namen des Tiers schreibt er unbesorgt bald mit einem, bald mit zwei m) finden sich nicht in allen Gämsen, auch nicht in allen Gebirgen, sondern nur in etwelchen. Ich halte dafür, dergleichen Gamß Ballen nemmen ihren Ursprung von sonderbaren Wurzeln der höchsten Alp Gebirgen, welche zähe, unverdauliche Fäsern haben, welche nach und nach als noch unverdaut im Magen sich conglomieren und in eine kugelformige massam zusammen wickeln, welche, indem sie von zäher Substanz, von der Magenhiz nicht wie andere Kräuter consumirt, sondern nur immer besser perfectionirt werden.»

Mit solcher Erklärung hat Sererhard denn auch durchaus nicht daneben gegriffen. Das Zustandekommen solcher Gemskugeln oder Gamsballen wird noch heute dahin erläutert, die Tiere ernährten sich von Alpenkräutern, deren unverdauliche Fasern, oft mit Haaren gemischt, sich in ihrem Magen bisweilen zusammenballten und so die Gemskugeln oder Gamsballen (Aegagropilae) oder die europäischen Bezoarsteine bildeten, nämlich rundliche, verschiedenartig gefärbte und aus mehrschaligen Lagen bestehende Konkretionen von sehr unterschiedlicher Zusammensetzung, die sich im Magen und auch im Darm verschiedener Tiere bildeten, im Orient besonders in dem der Bezoar- oder wilden Ziegen (*Capra aegagrus*), die noch heute auch auf einigen Mittelmeer-Inseln, zum Beispiel auf Zypern, vorkämen. Was nun die Gemsen im heutigen Gebiet des Schweizerischen Nationalparks betrifft, so führt Nicolin Sererhard weiter aus, man habe die Tiere unterhalb des den Herren Planta gehörenden Wirtshauses Il Fuorn, in der Alp Grimmels zuweilen auch lebend, gefangen; denn dort befindet sich unter einem großen Felsen in einer Höhle eine Salzlecke, vor deren Eingang man an dünnen Schnüren ein Fallgatter angebracht habe, das zufiel, wenn Gemsen eingedrungen waren. Oder aber man habe sie dort in ihrem Ge-

fängnis auch gleich an Ort und Stelle erschossen. — Und ihrer eine jede wurde denn also sogleich sorgfältig nach diesen begehrten «Ballen» durchsucht, denen man umfassende, wahrhaft magische Wirkung zuschrieb.

Friedrich von Tschudi beschreibt sie in seinem «Tierleben der Alpenwelt» (erstmals 1853 erschienen und seither immer wieder neu aufgelegt bis auf den heutigen Tag) folgendermaßen: «Öfters findet sich im Magen der Gemse, besonders bei älteren Böcken, wie bei mehreren anderen Geschlechtsverwandten, die sogenannte und früher so berühmte Gemsenkugel oder der ‚deutsche Bezoarstein‘. Es sind dies haselnuß- bis hühnereigroße Ballen von dunkeln Pflanzenfasern und Bastzellen, mit einer lederartigen, glänzenden und wohlriechenden Masse überzogen, wahrscheinlich Rückstände unverdaulicher vegetabilischer Fasern, die sich mit den harzigen Bestandteilen der gefressenen Knospen und Stauden sowie mit tierischer Gallerte und abgeleckten Haaren durch die peristaltische Bewegung des Magens zu einer Kugel bilden, welche durch neue Anlagerung unverdaulicher Stoffe anwächst. Ganze Bücher wurden über die Heilkräfte dieser Gemsenkugeln geschrieben.»

Daß die Gamstiere sich schwindelfrei über steile Grade bewegten, weil sie nämlich Kraut und Wurzeln der heilsamen Pflanze Gemswurz (*Doronicum*) fräßen, ist schon bei dem Fläscher Chronisten Bartholomäus Anhorn (1566—1640) nachzulesen, und selbstverständlich ward in schöner Folgerichtigkeit angenommen, durch den Besitz einer Gemskugel gelange auch der Jäger zur begehrten Eigenschaft der Schwindelfreiheit und sei überhaupt weitgehend unverwundbar. Der Soldat aber glaubte sich durch den Genuss der «haaricht vermaserten Gemskugel» für die Dauer von 24 Stunden «hieb- und schußfest» und auch im ärgsten Gefecht unversehrbar. An der Gemswurz übrigens hat auch der berühmte Zürcher Stadtarzt Konrad Geßner lebhaftes Interesse bekundet: «Das Doronicum versetzte ich zwei- oder dreimal von

den höchsten Alpen in mein Gärtchen, wo es jeweilen zwei oder drei Jahre lebte und blühte. — Von der alpinen Form fressen auch die Gemsen auf recht liebliche Art und von daher hat bei den Schweizern die Pflanze ihren Namen Gemsenwurz. Auch ich rüstete mir neulich aus Blättern und Stengeln derselben einen Salat zu. Der schmeckte mir, wie schon lange nichts, war mir aber auch gesundheitlich recht nutzbringend.» — Sonderbar im übrigen, daß Geßner in seinem berühmten Tierbuch von 1563, in dem er insbesondere ausführlich von «wilden Ziegen», aber auch von Gemse und Steinbock berichtet, von den Bezoarsteinen kein Wort meldet. Bekannt waren sie nämlich schon im Altertum. Das Wort Bezoar stammt aus dem Arabischen, von «bazahar», was soviel wie Gegen-gift bedeutet; die wertvollsten «Steine», für welche man bedeutend höhere Summen bezahlte als für die sog. «deutschen», stammten von den Wild- oder Bezoarziegen aus den Gebirgen Westasiens. Als geheimnisvolles Schutz- und Heilmittel sind sie erwähnt sowohl in den frühindischen Ayur-Wedas als auch in der persischen Arzneimittellehre des Muwaffak. Im Orient, heißt es, würden sie noch heute teuer bezahlt und deswegen auch oft gefälscht.

Im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens ist in erster Linie von den Tiroler Gamskugeln die Rede; man habe sie rundweg «gegen fast alle Krankheiten verwendet», gegen Übelkeit, gegen die Epilepsie, die Ruhr, die Pest und obendrein als Zauberkraft wider Gifte und böse Geister. Auch okkulte Fähigkeiten schrieb man ihnen zu. «Wirft man eine Gamskugel gegen die Mauer, so kann man durchschauen und alle Geheimnisse des Hauses wissen.» — Vergoldete Bezoare trug man als Amulette in einem Beutelchen bei sich und fühlte sich damit gefeit selbst gegen die Folgen von Sturm-wetter und Blitzschlag. Auch eine Tinktur wurde aus den begehrten «Steinen» gefertigt und, wie es heißt, in den Apotheken früher oft gefälscht.

Auch die Steinböcke bargen diese kugeligen Absonderungen oft in ihrem Magen. Im Bündnerland waren sie freilich durch Jahrhunderte hin so gut wie ausgestorben. 1574 hätten ihrer hierzulande nur mehr ganz wenige gelebt, und im Geschichtswerk von Georg Wilhelm Röder und Peter Conratin von Tscharner, «Der Kanton Graubünden, historisch, geographisch, statistisch geschildert», vom Jahre 1838 steht zu lesen, der Steinbock sei aus den östlichen Alpen gänzlich verschwunden und werde nur noch «im Wappen des Gottes-hausbundes als historische Merkwürdigkeit gefunden». Neuangesiedelt, und wie man weiß mit größtem Erfolg, wurde der Steinbock in Graubünden erst wieder in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts. Dafür, daß auch die Ballen aus dem Magen der Steinböcke einst hochbegehrt waren, diene folgender Beleg: Carl J. Burckhardt berichtet in seiner großen Richelieu-Biographie, welche er nach dreißigjähriger Arbeit im Jahre 1966 im Callwey-Verlag erscheinen ließ, der berühmte Kardinal und Staatsmann (1585—1642; er war es, der seinerzeit zur Wahrung von Frankreichs politischen und militärischen Interessen den Herzog von Rohan ins Bündnerland entsandte) sei schon in jungen Jahren und sein Leben lang ein kränklicher Mann gewesen; Fieber plage ihn, habe er 1611 geklagt, und hindere ihn seit Monaten daran, sich anders als in einer Sänfte fortzubewegen. Und im selben Jahre habe der damals erst Sechsundzwanzigjährige «dem Kartäusergeneral für den Stein aus dem Magen eines Steinbocks, den er ihm als heißbegehrtes allgemeines Heilmittel zugesandt hatte» angelegetlich gedankt.

Man sieht, auch in erlauchtesten Kreisen scheint damals der Wunderstein begehrt gewesen zu sein. Nachfolgenden Zeilen ist zu entnehmen, daß sein Genuß, vermutlich in Pulverform verabreicht, einen kranken Prinzen anscheinend wieder so munter mache, daß er einem Apotheker, in dem man wohl den Lieferanten der Ingredienz annehmen darf, der mit einer Kerze sich über ihn beugte, übermütiig das Flämmchen ausblies,

ein Evènement, wichtig genug, es alsbald einer staunenden Menschheit mitzuteilen. In die Zeitung Nr. 31 «Hamburgischer Correspondent» vom Jahre 1732 fand sich jedenfalls die Meldung eingerückt:

«Florenz, den 26. Jan. Es hat ein jüngsthin von Rom hierher gekommener Medicus verordnet, man möchte dem Spanischen Infant und Herzog von Parma eine Dose vom Bezoar-Stein eingeben, um ihn zu einem Schweiß dadurch zu bringen; welches Mittel Sr. König. Hoheit auch dermaßen wohl angeschlagen, daß die Blättern nach Wunsch herausgekommen sind, und den 15. Dec. dieses schon abzutrocknen angefangen haben. Daneben haben Se. Königl. Hoheit einen dermaßen muntern Geist, daß, als ein Apotheker die Blättern in dero Gesicht zehlen wollen, Sie ihm das Licht ausgeblasen haben.»

Der Zürcher Naturforscher Johann Jacob Scheuchzer, dankbar in den Fußstapfen seines großen Vorgängers Geßner wandelnd, hat in seinem Forscherdasein von den Gamskugeln wiederholt Notiz genommen, nicht zuletzt wohl, weil ihm die bereite Zeugenschaft eines alten Schriftstellers zu denken gab; doch hat ihm ihre Heilkraft anscheinend nicht eben glaubwürdig geschienen. «Es lasset sich solches wol sagen und schreiben, wie dann Velschius einen langen Rodel hat von gar viel Zuständen des Menschlichen Leibs, in welchen die Gemskugeln dienlich seien; aber wenn man von dem Gebrauch selbs oder der Practic will reden, so thun sich erst dann die schwierigkeiten hervor.» — Im Juli 1703, beim Abstieg vom Kunkelspaß nach Tamins, kam er mit seinen Begleitern mit einem Gamsjäger ins Gespräch, «welcher uns von der Festigkeit dieser Thieren (damit ist die Schwindelfreiheit gemeint) und von den Gems-Ballen erzahlte. Von diesen sagte er, daß die Gemse auf dem Galanda gar selten solche Ballen habe, weil die Höhen allzu öde und unfruchtbar seyen.» Zwei Jahre später berichtet er von dem durch seine beiden «Sulzläckinen» berühmten Kammerstock im Glarner Hinterland, wo es

eine Menge Gamsen gebe, «aber keine, die Gemß-Ballen oder Kuglen bey sich haben, da hingegen die Gemse in der benachbarten Alp Limmern insgemein Gemßkugeln tragen». In den ersten Julitagen des Jahres 1707 weilte er sodann vier Tage zu Gast bei den Salis in Soglio und verbrachte da genußreiche Gesprächsstunden nicht nur mit seinen weltläufigen Gastgebern und deren Verwandter, der «Hoch-Edelgebohrnen Frau Hortensia von Salis und Gugelberg», einer berühmten Ärztin ihrer Zeit, sondern hatte auch Gelegenheit, sich mit einem Freund des Hauses, dem gelehrt Herrn Marcus Barbo aus Cremona, über Gamsen und Bezoarsteine zu unterhalten. Ob die illustre Tischrunde damals ganz allgemein ihre Vorbehalte wider die Wunderkraft der Gamsballen kundtat oder nicht, ist uns leider nicht übermittelt.

Daß besonnene, verantwortungsbeswerte Leute wider den offensichtlichen Unfug mit den gerühmten Ballen früh

schon energisch vorgingen, möge ein Zeugnis belegen, das wir, gleich anderen Fakten unserer Betrachtung, zum Abschluß unseres Exkurses dem schon erwähnten Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens entnahmen. Es heißt dort wörtlich: «Obwohl Ambroise Paré bereits um 1570 auf Befehl König Karls IX. von Frankreich an einem zum Tode verurteilten Verbrecher diese Ansicht (die Meinung denn also, es handle sich bei den Bezoarsteinen um hochwirksame Heil- und Schutzmittel wider Krankheiten und Unbill aller Art) experimentell widerlegt hatte, wurde der Bezoar vereinzelt bis Ende des 18. Jahrhunderts als Arzneimittel verwendet.» — Es sei beigefügt, daß der genannte Ambroise Paré als Hofchirurg der französischen Könige und Begründer der wissenschaftlichen Chirurgie in Frankreich lange über seinen Tod hinaus höchstes Ansehen genoß. Seine Werke wurden wiederholt, und dies bis hinein ins 19. Jahrhundert, auch in deutscher Sprache publiziert.

Harscher Strafvollzug anno dazumal

Die nachfolgende Meldung, datiert «Venedig, den 30. November 1773», ist vorzeiten den «Berliner Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen» zugegangen. Wer ihr Übermittler war, jener jedenfalls recht begütigte und irgendwelche hohe Charge bekleidende Herr «in Uniform», der bereit war, auf den Verlust einer mit Dukaten dick gespickten Geldbörse allenfalls mit einem bloßen Achselzucken hinwegzugehen, ist heute nicht mehr auszumachen. Fest scheint jedenfalls zu stehen, daß damals, vor zweihundert Jahren, einer, der lebhaft die Polizeiorgane der Republik Venedig verunglimpfte, rundweg am Galgen zu enden riskierte, und dies nicht auf irgendwelch öffentlichem Platze, sondern ohne Umstände in einem Hintergemach des Polizeigebäudes. — Es sei denn, er hätte eine Uniform getragen.

Wir bringen die Zuschrift an das Berliner-Blatt nachfolgend im genauen Wortlaut der damaligen Zeit.

indessen auf den Schneider; da ich aber nicht Lust hatte, mich mit einem armen Schelm in Unkosten zu setzen, von dem ich überhaupt auch nicht begreifen konnte, wie er mir meine Börse hätte entwenden können, so ging ich ganz gelassen und philosophisch nach Hause, des festen Vorsatzes: dieses fatalen Streichs wegen keinen Augenblick weiter Grillen zu machen. Schon hatte ich meine Börse vergessen, als ich nach der Mittagstafel schnell vor die Policey-deputation gerufen wurde. Ich erschien. Man frug nach meinem Nahmen, Stande, Character und tausend andern Dingen. Endlich frug man mich, ob ich eine Goldbörse verloren hätte und wem ich wohl diesen Diebstahl vornehmlich beymäße? Ich sagte frey heraus, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach meinen Schneider treffen müßte. Sie haben Recht, mein Herr, sprach diese fürchterliche Deputation; man zog einen Vorhang zurück, und mein armer Schneider hieng mit meiner Goldbörse am Galgen. Die Börse ward abgenommen und mir mit dieser heilsamen Erinnerung wieder gegeben: Mein Herr, stoßen Sie künftig nicht mehr unbedachtsame Reden wider die hiesige Policey aus, Sie sehn nunmehr, daß sie Ihre Vorwürfe nicht verdient. Danken Sie übrigens Ihrer Uniform, daß Sie Ihrer unüberlegten Reden wegen nicht diesen Augenblick Ihrem Schneider in einer andern Welt Gesellschaft leisten dürfen. Werden Sie fürs künftige behutsamer, und leben Sie wohl. So entließ man mich — und noch stehn mir über diesen schrecklichen Vorfall alle Haare zu Berge.»

Studentenunruhen vor vierhundert Jahren

Der nachfolgende krasse Bericht wurde dem Handelshaus Fugger am 12. Februar des Jahres 1573 aus Paris nach Augsburg übermittelt:

«Am 5. Februar, dem ersten Sonntag in den Fasten, ist die alte Königin von Frankreich in Paris zur Vesperzeit mit ihrer Tochter, der Königin von Navarra, und andern Fürsten und Hofgesinde zu dem Je-

suitencollegium gefahren, um dort die Vesper zu hören. Es haben ihr der Herr von Lothringen, der von Bourbon und drei Cardinale zu Wagen und Roß das Geleite gegeben. Die Studenten zu Paris, welche sich mit dem Hofgesinde für und für herumzubalgen pflegen, waren haufenweise vor dem Collegium versammelt. Sie haben mit den Maultierbuben

Zank und Stöße angefangen. Als die Hofleute und die Herren aus dem Collegium kamen und die Rosse und Wagen besteigen wollten, haben die Studenten sie mit Wehren und Bengeln angefallen, sind mit großem Ungezüm um die Wagen gelaufen, haben der Königin von Navarra die Hände in den Busen gestoßen und spottweise die Feder gestrichen. Den Cardinal von Lothringen haben sie in ein tiefes Loch in den tiefsten Dreck gestoßen. Auf die alte Königin von Frankreich sind sie nicht allein mit bloßen gezogenen Wehren losgegangen, sondern sie haben sie auch mit unzüchtigen, schändlichen, unflätigen Worten, die schmählich wiederzugeben wären, beschimpft. Die Ursache wird mir nicht geschrieben, ebensowenig, welcher Teufel sie zu solchem Unfug bewogen hat.

Der König ist, wie billig, heftig erzürnt gewesen und hat am 9. Februar verkünden lassen, daß bei Leibesstrafe kein Student mehr über die Gasse gehen darf. Er selbst hat sehen wollen, ob die Studenten dem Befehl gehorsam wären, und ist am selben Tag zu Roß, geharnischt und das Angesicht mit einer Larve bedeckt, neben einem Hofgesinde in den Teil der Stadt geritten, wo die Studenten wohnen, und den man La Université heißt. Es ist ein Glück gewesen, daß sich nichts zugetragen hat, denn die Anstifter des Unfugs haben sich daheim gehalten. Der König hat der Obrigkeit befohlen, Untersuchung zu tun und die Schuldigen in den Turm zu werfen. Viele, die bei Nacht aus ihrer Herberge gezogen sind, wurden in den gemeinen Carcer geworfen. Ihre Strafe ist noch zu erwarten.»

Dem Stammsitz der Fugger zu Augsburg, die im 16. Jahrhundert zu den mächtigsten Finanzleuten der Welt gehörten, Handel trieben mit Wolle, Seide und Gewürzen, Geldgeber waren der berühmtesten Fürstenhäuser Europas, vor allem der Habsburger, strömten damals Nachrichten aus allen Gegenden der Windrose ins Haus. Insbesondere Graf Philipp Eduard Fugger, Freiherr zu Kirch-

berg und Weißenhorn — die Familie, ursprünglich von einem armen Barrentweber abstammend, war schon 1514 von Kaiser Maximilian I. in den Adelsstand erhoben worden —, geboren am 11. Februar 1546, gestorben im Jahre des Ausbruchs des Dreißigjährigen Krieges, am 14. August 1618, zeigte sich unersättlich erpicht auf Neuigkeiten, auf Nachrichten, Briefe, Flugblätter und Meldungen aller Art, welche ihm erwünschte Kunde aus aller Welt zutragen, ließ sie zusammentragen, abschreiben und barg sie eifersüchtig in seinem Hausarchiv und der von seinen Vätern übernommenen, höchst vornehmen Bibliothek. Zwei seiner Augsburger Mitbürger ließen sich's dannzumal angelegen sein, den Grafen und auch eine Anzahl weiterer Interessenten fleißig mit Material aus nah und fern zu versorgen, mit Berichten nicht nur aus europäischen Ländern, sondern auch aus Asien, Afrika und Amerika; sie beschäftigten Schreiber, welche die in Fülle eintreffenden «Ordinari»- und «Extraordinari»-Zeitungen zuhanden der Abnehmer kopierten, und machten ihre Übermittlertätigkeit zu ihrem eigentlichen Brotberuf. — Eine Schar erstaunlich flinker Korrespondenten, wohlakkreditiert an bedeutenden Handelsplätzen in aller Welt — die Fugger selber besaßen in ihren Glanzzeiten Faktoreien allüberall — und über ausgezeichnete Beziehungen verfügend, sandte durch Kuriere ihre Berichte zumeist bewundernswert zuverlässig und speditiv nach Augsburg, wo sich die Blätter in den Jahren zwischen 1568 und 1605 zu Bergen häuften. Darnach scheint das Sammelfieber des Grafen erloschen zu sein.

In der Handschriftensammlung der Wiener Nationalbibliothek lagern von diesen Zeitungen schätzungsweise 35 000 Seiten, besorgt von vierzehn verschiedenen Schreibern. Im Jahre 1655 nämlich sahen die Fugger sich gezwungen, ihre kostbare Bibliothek und all ihre Handschriften zusamt den soeben beschriebenen Fugger-Zeitungen an das österreichische Kaiserhaus zu verkaufen. Sie waren in

den nichtendenwollenden Kriegszeiten mehr und mehr in Schwierigkeiten geraten, hatten allein den spanischen Königen über vier Millionen Dukaten geborgt, die niemals zurückbezahlt wurden. In 52 Fässern und zwölf Kisten verpackt, gelangte die Fugger-Bibliothek im Frühling 1656 donauabwärts nach Wien und ging über in den Besitz des österreichischen Kaisers. Im Jahre 1923 hat ein Wiener Gelehrter, Victor Klarwill, daselbst im Rikola-Verlag Auszüge aus den Fugger-Zeitungen veröffentlicht, ein Buch, in dem der Liebhaber zu lesen nicht müde wird. In der unserem heutigen Sprachgebrauch angeglichenen Formulierung dieses Mannes haben wir den erstaunlichen Bericht über die Pariser Studentenunruhen des Jahres 1573 oben wiedergegeben.

Zu den darin genannten fürstlichen Personen zum Schluß ein paar Erläuterungen: Mit der «alten Königin», welche die Herren Studiosi in jenem fernen Februar vor vierhundert Jahren so schändlich anremptelten, ist die damals vierundfünfzigjährige Katharina von Medici gemeint, welche schon im Alter von erst vierzehn Jahren dem französischen König Heinrich II. angetraut worden war. Ihre Tochter Margarete von Valois, die man später, als sie in Paris den Mittelpunkt eines literarischen Kreises bildete, «la reine Margot» nannte, hatte sich im Jahre zuvor, am 18. August 1572, sechs Tage nur vor der berüchtigten Bartholomäusnacht, mit Heinrich, König von Navarra, verheiratet, dem nachmaligen Heinrich IV., dem ersten Bourbonen auf Frankreichs Thron. In jenem Februar aber waren die beiden noch blutjung, Margarete noch keine 21, ihr Gemahl noch nicht einmal 20 Jahre alt. Der König aber, welcher vier Tage nach den empörenden Pöbeleien den Studenten das Herumstreunen in den Gassen «bei Leibesstrafe» verbot und unnachsichtig gegen die Rädelsführer vorging, war der damalige Herrscher Frankreichs, Karl IX., der «alten Königin» Sohn und Margaretes Bruder, der dann schon am 30. Mai des folgenden Jahres im Alter von bloß vierundzwanzig Jahren gestorben ist.